

Postkarten aus der Tötungsanstalt

Zwingenberg: Historiker Christoph Schneider referiert über Leben und Sterben in Hadamar

Zwingenberg (ps). Mehr als 200.000 Menschen mit geistigen oder körperlichen Beeinträchtigungen wurden während der NS-Diktatur ermordet. Rund 70.000 Opfer wurden in den Jahren 1940 und 41 im Rahmen der sogenannten „Aktion T4“ in sechs zentralen Tötungsanstalten, darunter im hessischen Hadamar, durch Kohlenmonoxid in Gaskammern getötet und danach in Krematorien verbrannt. Die in der Aktion T4 entwickelte Vorgehensweise diente als Blaupause für das spätere Vorgehen beim Völkermord an den Juden in den Vernichtungslagern. Über die Aktion T4 hinaus wurde von den Nationalsozialisten die Vernichtung von aus ihrer Sicht „lebensunwertem Leben“ über die gesamte Kriegszeit im damaligen Deutschen Reich und in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten auf vielfältige Weise vorangetrieben. In der Gaskammer Hadamars starben über 10.000 Menschen. Zu den Sammel-Anstalten, von denen aus die Transporte in die Tötungsanstalten fuhren, gehörte auch die psychiatrische Klinik in Heppenheim. Der Historiker Christoph Schneider sprach über das Thema am Donnerstag, 14. März, auf Einladung des Arbeitskreises Zwingenberger Synagoge im Alten Amtsgericht in Zwingenberg. Der Vortrag „Hadamar von innen – NS-Euthanasie aus der Perspektive der Opfer“ hatte die Lebensbedingungen der Anstaltsinsassinnen und -insassen im Fokus und beleuchtete den Massenmord aus ihrer Perspektive. Der Begriff „Euthanasie“ sei, so Schneider, problematisch und ambivalent. Übersetzungen aus dem Griechischen wie etwa „Gnaden Tod“ oder „Schöner Tod“ sind beschönigende Formulierungen für die grausamen Morde, jedoch sei bisher, so Schneider, noch kein besserer Begriff gefunden worden.

Die Opfer blieben lange unbeachtet

Die Darstellung der historischen Ereignisse in Hadamar beruht bisher fast ausschließlich aus Täter-Aussagen und -Dokumenten. „Zwar wurden organisatorische Strukturen der Euthanasie-Morde und die dahinterstehende Ideo-



Rauch steigt auf aus dem Krematorium der Tötungsanstalt Hadamar. Mehr als Zehntausend Menschen mit körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen wurden dort in der NS-Zeit ermordet.
Foto: Wikimedia Commons/Hoekstra

logie untersucht, die Opfer jedoch blieben namenlos, meist unbeachtet und wurden selbst in den betroffenen Familien oft vergessen“, so Schneider. Dies sei auch ein Effekt der gesellschaftlichen Stigmatisierung von Menschen mit Beeinträchtigungen gewesen, die die NS-Zeit noch lange überdauerte.

Die in den Gaskammern Ermordeten hinterließen keine schriftlichen Zeugnisse. In seltenen Fällen wurden aber Betroffene in den Anstalten „zurückgestellt“, in Hadamar widerfuhr dies rund 100 Insassinnen und Insassen, so Schneider. 30 von ihnen konnten Krieg und Diktatur überleben. Zu diesen zurückgestellten gehört Klara Schröder, die nach dem Krieg im Hadamar-Prozess eine Aussage gemacht hat. Diese sei aber, erklärt Schneider, von einem psychiatrischen Gutachter abgelehnt worden.

Bei der sogenannten zweiten Welle der Euthanasie, die ab 1942 dezentral durchgeführt wurde und an der viele weitere Anstalten beteiligt waren, gab es mehr Überlebende, aber auch doppelt so viele Tote wie bei der Aktion T4. Gemordet wurde hier nicht mehr mit Gas. „Die Menschen starben durch Kälte, unmenschliche Ernährung und Krankheiten“, erläutert der Historiker. Ebenso durch den Einsatz von überdosierten Medikamenten. Auch in Hadamar ging das Sterben nach dem Ende der Aktion T4 weiter – rund

4500 Menschen wurden in der Anstalt im Rahmen der zweiten Euthanasie umgebracht. Die meisten Insassen waren nur wenige Tage oder Wochen in der Anstalt, selten mehrere Monate und in wenigen Fällen auch Jahre. Zu den spätesten Opfern gehörten auch rund 500 polnische und sowjetische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter, die ab Juli 1944 nach Hadamar verlegt und noch am Tag des Eintreffens ermordet wurden.

„Morde am laufenden Band“ in Hadamar

Schriftliche Zeugnisse in Form von Postkarten hinterließ ab August 1941 der nach Hadamar verlegte Patient Theophil Henning. Schneider hat den transkribierten Text von einem Schauspieler einsprechen lassen. Sätze wie „Es sterben hier bald mehr Menschen als Soldaten im Felde“ zeugen von den fürchterlichen Zuständen und dem fortgesetzten Töten. Aus seinen Texten geht hervor, dass nur noch wenige Ärzte und Pfleger in Hadamar tätig waren und die dazu fähigen Insassinnen und Insassen viele Tätigkeiten selbst verrichten mussten. Theophil Henning und andere Männer arbeiteten darüber hinaus in Betrieben in Hadamar. Seine Postkarten konnte er vermutlich auf diese Weise an der Anstaltszensur vorbei schmuggeln. Er wurde nach rund zehn Monaten ermordet.

Zu den Überlebenden von

Hadamar gehörte Charlotte Hoffmann. In ihren Aufzeichnungen, die nach dem Krieg entstanden, schildert sie, ständig in Todesgefahr gewesen zu sein, und dass die „Morde am laufenden Band“ geschehen seien. Sie berichtet von ungenießbarem Essen und dass die Patientinnen und Patienten in der 1944 überfüllten Anstalt an der Krätze litten.

Das Personal habe die Patientinnen und Patienten, die Fragen gestellt hätten, „angebellt“ und runtergemacht. Mit den Worten „Man muss sich nützlich machen, um zu überleben“ beschrieb Charlotte Hoffman die Chance, von den Morden verschont zu bleiben – sie konnte sich unter anderem als Pflegehelferin an der Versorgung der Menschen beteiligen. Das Personal habe sich „vor jeder Arbeit gedrückt“, so die Überlebende, „vor allem um schmutzige Arbeit“. Also hätten die Arbeitsfähigen Insassinnen und Insassen selbst aktiv werden müssen.

Mit dem Vormarsch der Alliierten und dem Bombenkrieg haben sich die Zustände in den Anstalten noch verschlimmert, da viele Menschen aus den Ballungsgebieten evakuiert worden waren. Da die Zahl der Betten knapp war, wurde der Selektionsprozess noch verschärft, um Platz zu schaffen, erläutert Schneider.

Juristische Aufarbeitung sei ein „Trauerspiel“

Die Angehörigen der Getöteten wurden, so Christoph Schneider, „in einen Strudel aus Zwängen“ und Ängsten hineingezogen – sie erhielten vom Standesamt Hadamar-Mönchberg (Lahn) Sterbeurkunden mit falschen Angaben zur Todesursache und zum Sterbedatum, um sie anderen Behörden vorzuweisen. „Auf die Habe ihrer toten Angehörigen sollten sie möglichst verzichten, auch Wertgegenstände wurden ihnen häufig vorenthalten. Angeboten wurde ihnen eine Urne zur Bestattung in der Heimatgemeinde, die angeblich die Asche des Familienmitglieds enthielt.“ Mit Formulierungen wie „Da Ihr Sohn an einer schweren, unheilbaren geistigen Erkrankung litt, müssen Sie seinen Tod als Erlösung auffassen“, wurden Angehörige abgespeist.

Hadamar wurde im März 1945 von US-Truppen befreit. Die Soldaten dokumentierten die Zustände in der Anstalt. Eine juristische Aufarbeitung, wie etwa im Hadamar-Prozess in Frankfurt 1947, fand aber nur im geringen Umfang statt. „Viele Täter und Täterinnen konnten in der Bundesrepublik unbehelligt weiterarbeiten und Karriere machen“, stellt Schneider klar. Dagegen habe das 1953 beschlossene Bundesentschädigungsgesetz überlebende „Euthanasie“-Opfer und Zwangssterilisierte ausgeschlossen. Der letzte, infolge des Frankfurter Prozesses inhaftierte „Tötungsarzt“ Hans-Bodo Gorgaß wurde vom damaligen hessischen Ministerpräsidenten Georg-August Zinn mit dem Kommentar „es sind doch alle schon draußen“ begnadigt und 1958 aus dem Gefängnis entlassen. Die juristische Aufarbeitung der Euthanasie-Morde sei, so Christoph Schneider, ein Trauerspiel gewesen. Wie er weiter erklärt, fanden Zeitzeugenbefragungen zum Euthanasie-Komplex erst ab den 1980er Jahren statt. In vielen Familien begannen Angehörige der dritten oder vierten Generation nun damit, die Geschichte der bis dahin verschwiegenen und vergessenen Opfer des NS-Regimes zu ergründen. „Die Namen von Opfern der Euthanasie-Morde sind bis heute meist nur den Forschern bekannt.“